

BFS-TRENDINFO

8/17

Informationen für Führungskräfte der Sozialwirtschaft

Editorial

Pflege

AltenheimExpo-Preisträger advita: Alles unter einem Dach

Armutrisiko Pflege: Gesellschaftspolitische Aufgabe oder privates Problem?

Digitalisierung

Mönchengladbach: Wo Senioren den digitalen Fortschritt vorantreiben

Gesundheit

Demenzsensibles Krankenhaus: Kirchliche Kliniken gehen voran

Bildung

Kulturelle Bildung: Kommt immer gut, aber wirkt sie auch?

Europa

Gründerinitiative gegen Jugendarbeitslosigkeit

Kinder- und Jugendhilfe

Kinderarmut: Jetzt ist der Bund gefragt!

Buchempfehlung

Hans-Werner Wahl: Die neue Psychologie des Alterns. Überraschende Erkenntnisse über unsere längste Lebensphase

Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Digitalisierung, Vernetzung und die Flexibilisierung von Arbeit und Dienstleistungen werfen ihre Schatten voraus, auch in der Wohlfahrtspflege. Innovative Entwicklungen in der Informationsverarbeitung, Sensorik und Robotik haben nicht nur Einfluss auf die Arbeit in der Alten-, Jugend- und Behindertenhilfe, sondern verändern auch die Hilfsangebote grundlegend. Die Kombination aus Technologie und Dienstleistung sprengt zudem die klassische, versäulte Finanzierungslogik der Sozialgesetzgebung.

Die Folge: Branchenfremde Anbieter drängen in die Sozial- und Gesundheitswirtschaft. Dies verändert nicht nur den Wettbewerb, sondern birgt auch neue Chancen und Herausforderungen für nahezu alle Bereiche des Managements. Gefragt sind künftig neue, hybride Geschäftsmodelle, bei denen unterschiedliche Finanzierungsmodelle und Geldquellen in immer neuen Zusammenstellungen kombiniert werden.

In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Michael Vilain von der Evangelischen Hochschule Darmstadt greifen wir diese Trends in zwei Vortragsveranstaltungen auf: Am 14. September 2017 erläutert Prof. Vilain in Magdeburg die Chancen und Herausforderungen der Digitalisierung für die Freie Wohlfahrtspflege. Am 26. September 2017 gibt er in Köln einen praxisorientierten Einblick in hybride Geschäftsmodelle an der

Schnittstelle zwischen Technologie und sozialen Diensten. Die genauen Termine finden Sie auf unserer Website unter www.sozialbank.de/expertise/veranstaltungen.html.

Ein gelungenes Beispiel für die Digitalisierung von Hilfsangeboten für Senioren ist übrigens das Projekt „UrbanLife+“ aus Mönchengladbach, das wir Ihnen in dieser Ausgabe der BFS-Trendinfo vorstellen.

Wir freuen uns, wenn Sie an unseren Veranstaltungen teilnehmen und wünschen Ihnen eine interessante Lektüre!

Ihre Bank für Sozialwirtschaft

Pflege

AltenheimExpo-Preisträger advita: Alles unter einem Dach

Wer sagt denn, dass Erfolgsunternehmen vorzugsweise in der Garage starten? Sie können genauso gut mit einem Pflegedienst loslegen und dann zu einem der größten Anbieter Deutschlands heranwachsen. Dafür steht die advita Pflegedienst GmbH: Das Unternehmen bietet ambulante Pflege für Betreutes Wohnen, für Demenz-Wohngemeinschaften sowie Tagespflege und Intensivpflege, alles unter einem Dach. Wegen des innovativen Pflegekonzepts wurde advita kürzlich auf der AltenheimEXPO zum „Betreiber des Jahres“ ausgezeichnet.

Wie alles anfang

Im Jahr 2004 stieg der Arzt, Psychologe und Healthcare-Manager Dr. Matthias Faensen als Geschäftsführer in den Pflegedienst advita ein. Damals bestand das Unternehmen aus sieben Niederlassungen in Sachsen und Berlin. Heute ist die advita Pflegedienst GmbH mit 26 Niederlassungen in vier Bundesländern vertreten, aus 110 Mitarbeitern sind knapp 1.800 geworden. In 21 advita-Häusern gibt es 784 Einheiten für Betreutes Wohnen, 18 weitere mit 776 Wohnungen sind im Bau.

Markenkern und Erfolgstreiber

Bevor der Einstieg zum Aufstieg führte, bedurfte es einschneidender Weichenstellungen. Damals erkannte Faensen rasch das Potenzial des dümpelnden Unternehmens. Nach dem Management-Buy-Out 2005 machte er zusammen mit seiner

Frau Milada Tupová-Faensen ein inhabergeführtes Familienunternehmen daraus. Wenige Jahre später kam die Idee des advita-Hauses hinzu, die zum Markenkern und Erfolgstreiber werden sollte.

„Hybridhaus der ambulanten Pflege“

Faensen spricht vom „Hybridhaus der ambulanten Pflege“. Gemeint ist der intelligente Mix von ambulanter Tourenpflege über Betreutes Wohnen bis zur Tagespflege. Was ihn auf die Idee brachte? „Die Wirklichkeit und die Bedürfnisse von Bewohnern und Mitarbeitern“, erläutert der Pflege-Pionier im Gespräch mit der BFS-Trendinfo-Redaktion. „Als wir 2009 zum ersten Mal das Betreute Wohnen mit einer Tagespflege kombinierten, nahmen das die Bewohner rege an. Und die Mitarbeiter schätzten die vielfältigeren Einsatzmöglichkeiten. Als dann noch die Sachleistungsansprüche auf die Tagespflege erweitert wurden, klappte das Konzept auch wirtschaftlich.“ Faensen ist überzeugt, damit einen langfristigen Trend aufzugreifen: „Die Verbindung von Pflege und Wohnen ist ein zentrales Motiv der alternden Gesellschaft.“

Pflege unter Denkmalschutz

Wobei sich das erwähnte Dach oft über einem stilvollen Bestandsgebäude erhebt – eine weitere Besonderheit. Ob denkmalgeschützte Postakademie in Chemnitz, stillgelegte Hutfabrik in Dresden oder ehemalige Schule in Meißen, diese

Immobilien haben eine Menge gemeinsam. Die Vorbesitzer hatten kein tragfähiges Nutzungskonzept und konnten von advita günstig erworben werden. Alle befinden sich in zentraler Lage. Die Gebäude sind mit ihrer Architektur und Historie im Quartier verankert und warten mit großzügiger, häufig repräsentativer Raumgestaltung auf.

Flexibilität schafft Auswahl und Auslastung

Die hohe Akzeptanz der advita-Häuser beruht auf der benutzerfreundlichen Kombination ineinandergreifender Wohn-, Betreuungs- und Pflegeangebote. So steht die Tagespflege allen Hausbewohnern und Besuchern offen. Sie bietet ansprechende Gemeinschaftsräume mit abwechslungsreichem Programm und frei wählbaren Mahlzeiten. Nutzer des Betreuten Wohnens können den hausinternen Pflegedienst mit Behandlungspflege und Hauswirtschaftsservice buchen oder in eine Wohngemeinschaft wechseln. „Entscheidend sind die durchgehende Anwesenheit und Verfügbarkeit von Pflegekräften“, hebt Faensen hervor. Konzeptionelle Flexibilität schafft Auslastung: Ein Drittel der Nutzer des Betreuten Wohnens schließt Tagespflege-Verträge, die Gäste der Tagespflege kommen je zur Hälfte aus dem Haus und von außerhalb.

Vorzüge für Bewohner, Mitarbeiter, Betreiber

Das kombinierte Wohn- und Pflegekonzept bringt Vorteile für alle Beteiligten, ist Faensen überzeugt. Die Bewohner fühlen sich in der ganzen Einrichtung zuhause und nutzen alle Räumlichkeiten. Die Mitarbeiter sind in eigenverantwortlichen Teams für Wohnbereich und Tagespflege zuständig. Das erhöht ihre Gestaltungsfreiheit – auch hinsichtlich familienfreundlicher Arbeitszeiten. Last but not least profitiert natürlich der Betreiber. Zum einen verringert die Konzentration der Leistungsempfänger in einem Haus die Wegezeiten und erlaubt eine flexible Betreuung und Pflege. Zum anderen ermöglicht die Kalkulation von ambulanten Sachleistungen, teilstationären Pflegesätzen, Leistungen der Verhinderungspflege und Wohngruppenzuschlag, eine 24-Stunden-Pflegebereitschaft vorzuhalten, ohne den Eigenanteil der Bewohner zu erhöhen. „Damit ist das advita-Haus sehr effizient und wirtschaftlich.“

Was kommt auf die Branche zu?

Die wichtigste Herausforderung sieht Faensen im zunehmenden Fachkräftebedarf in der Altenpflege. „Deswegen ist die Abschaffung der Ausbildung zur Altenpflege und damit der Altenpflege selbst durch das Pflegeberufereformgesetz eine Katastrophe.“ Als Konsequenz befürchtet der Manager

verringerte Ausbildungszahlen in den Betrieben der Altenpflege

Andrang in der Pipeline

Insgesamt stehen die Zeichen auf weitere Expansion. Eine Beteiligungsgesellschaft (Adiuvia Capital) sorgt seit 2014 für Wachstumskapital. Finanzierung und Realisierung neuer Vorhaben gewinnen damit eine höhere Schlagzahl. Sichtbar wird das an der Ausweitung des advita-Reiches Richtung Westdeutschland. „Die ersten beiden Standorte in Baden-Württemberg sind durch den Ankauf von Immobilien schon gesichert. Und weitere interessante Objekte sind in unserer Akquisitionspipeline“, kündigt Faensen an. Bewegung gibt es auch an der Spitze des Unternehmens. Zum 1. September wechseln die Eheleute Faensen von der Geschäftsführung in den eigens eingerichteten Beirat. Dort wollen sie sich um das Neugeschäft kümmern. Aber nicht nur: „Mit dem Beirat werden wir weiterhin der Geschäftsführung von advita bei Fragen der Strategie und Unternehmensentwicklung zur Seite stehen.“

Weitere Informationen: www.advita.de

Armutrisiko Pflege: Gesellschaftspolitische Aufgabe oder privates Problem?

Die Versorgung Pflegebedürftiger ist in Deutschland trotz umfangreicher staatlich finanzierter Strukturen überwiegend Privatsache: 73 Prozent der Pflegebedürftigen, rund 2,1 Millionen Menschen, werden von ihren Angehörigen versorgt. Eine enorme individuelle und familiäre Herausforderung, wie eine Studie der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung jetzt mit Zahlen untermauert: Danach fallen in einem durchschnittlichen Pflegehaushalt 63 Stunden pro Woche für die Betreuung eines Pflegebedürftigen an – mehr als ein Vollzeitjob. Um die Pflege stemmen zu können, reduzieren viele ihren Job oder geben ihn ganz auf, zulasten ihrer Erwerbsbiographie. Gesellschaftlich benachteiligte oder ökonomisch schwache Gruppen sind dadurch besonders armutsgefährdet. Aus Sicht der Studienautoren stellt sich daher die Frage, ob die Pflege „als gesellschaftspolitische Aufgabe definiert und gelöst oder weiterhin ein von den Familien zu tragendes Risiko bleiben wird“.

Bedürftige mit und ohne Pflegeversicherung befragt

Für die Studie „Pflege in den eigenen vier Wänden:

Zeitaufwand und Kosten“ haben Wissenschaftler des Iso-Instituts für Sozialforschung und Sozialwirtschaft in Saarbrücken bundesweit 1.024 Haushalte befragt, in denen Pflegebedürftige ab 65 Jahren leben – mit und ohne Einstufung in der Pflegeversicherung. Die Erhebung fand von November 2015 bis Juni 2016 statt, als die Pflegestärkungsgesetze PSG II (stärkere Orientierung am individuellen Bedarf) und PSG III (Stärkung der Kommune als Koordinator) noch nicht in Kraft waren.

Professionelle Dienste decken nur zehn Prozent der häuslichen Pflege ab

Danach stützt sich die häusliche Pflege wesentlich auf eine Hauptpflegeperson, die die Pflege organisiert und den größten Teil der Versorgung übernimmt: „Hochgerechnet auf alle Pflegehaushalte in Deutschland werden rund 90 Prozent des Zeitaufwands von der Hauptpflegeperson und weiteren informellen Helfern und nur rund zehn Prozent von professionellen Diensten abgedeckt“, konstatieren die Autoren. Weitere informelle Helfer sind beispielsweise andere Angehörige, Freunde oder Nachbarn. Dabei wird die Angehörigenpflege vor allem von den Ehe-/Lebenspartnern (48%) oder den Kindern der Pflegebedürftigen geleistet (39%).

Betreuung erfordert größten Aufwand

Interessanterweise nehmen die klassischen grundpflegerischen

Tätigkeiten Körperpflege (knapp acht Stunden pro Woche) und Ernährung (fünf Stunden) weniger Raum ein, als die Betreuung und Beaufsichtigung des Pflegebedürftigen: Hierfür wenden pflegende Angehörige durchschnittlich rund 16 Stunden pro Woche auf. An zweiter Stelle steht die hauswirtschaftliche Versorgung (13 Stunden). Hinzu kommen die Begleitung bei Arztbesuchen, Wegezeiten und Organisationsaufwand – im Schnitt knapp sieben Stunden wöchentlich. „Pflege umfasst in der Realität weit mehr als die direkte Unterstützung eines Menschen und die unmittelbare Interaktion. Sie umfasst ebenso die vielfältigen alltagsbezogenen Organisationsaufgaben, um das Verbleiben in der Häuslichkeit sicherzustellen, oder schlicht die Präsenz und Ansprechbarkeit innerhalb der Wohnung mit der Bereitschaft, jederzeit betreuende oder grundpflegerische Aufgaben zu übernehmen“, verdeutlichen die Forscher.

Pflegende Angehörige anfälliger für Krankheiten

Die Belastung fordert ihren Tribut: Pflegende Angehörige haben insgesamt eine höhere Morbidität und Mortalität und sind im Vergleich zu Personen ohne Pflegeverpflichtungen z.B. stärker von psychischen Erkrankungen und Rückenleiden betroffen. Dennoch nutzen sie nur in geringem Maße professionelle Hilfe wie ambulante Dienste, Tages-, Verhinderungs- oder Kurzzeitpflege: Insgesamt verzichtet mehr als die Hälfte der Pflegehaushalte (56%) auf professionelle Hilfe von außen, jede

fünfte Hauptpflegeperson (20%) leistet die Pflegearbeit sogar ganz allein, ohne sich auf informelle Netzwerke oder professionelle Leistungsanbieter zu stützen. Als Gründe werden mangelnde Ortsnähe von Angeboten und schlechte Erfahrungen mit Diensten und Einrichtungen genannt. Oft wehren sich auch die Pflegebedürftigen gegen fremde Hilfe.

Soziales Ungleichgewicht

Teilweise sind die Pflegehaushalte aber auch schlicht nicht über Hilfsangebote informiert: Fast 40 Prozent der Befragten – vor allem bildungsferne Haushalte – haben die gesetzlich festgeschriebene Pflegeberatung nicht in Anspruch genommen und wissen daher oft nicht, welche Leistungen ihnen zustehen. Die Autoren stellen hier ein soziales Ungleichgewicht fest, denn „wirtschaftlich stärkeren Haushalten gelingt es besser, eine angemessene Pflegeeinstufung durchzusetzen“. Sie verfügten zudem über die finanzielle Möglichkeit, z.B. eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung einzukaufen – mittlerweile beschäftigt jeder zwölfte Pflegehaushalt eine meist aus Osteuropa stammende Hilfskraft.

Ausblick: Pflegegeld wirklich sinnvoll?

„Hier stellt sich die Frage, ob das Teilleistungsprinzip der Pflegeversicherung soziale Ungleichheiten, z.B. hinsichtlich der Arbeitsmarkt- und Berufschancen der ökonomisch

schwächeren Milieus, verstärkt“, so die Autoren. Perspektivisch sei daher darüber nachzudenken, ob das Pflegegeld noch sinnvoll sei, oder ob – analog zur Krankenversicherung – künftig das Sachleistungsprinzip gestärkt werden sollte.

Volker Hielscher / Sabine Kirchen-Peters / Lukas Nock, Pflege in den eigenen vier Wänden: Zeitaufwand und Kosten, Hg. Hans-Böckler-Stiftung, Study Nr. 363, Juni 2017, 118 Seiten, [Download](#)

Digitalisierung

Mönchengladbach: Wo Senioren den digitalen Fortschritt vorantreiben

Per elektronischem Signal die Straßenlaterne leuchten lassen, Bordsteine absenken, Hinweisschilder aktivieren: Stadtplaner arbeiten kräftig an der benutzerfreundlichen Interaktion von Mensch und Technik (MTI) im öffentlichen Raum. Ausgerechnet Senioren sollen jetzt den digitalen Fortschritt antreiben. Doch warum auch nicht? Alte Menschen sehen sich gefordert, ihre Mobilität und Eigenständigkeit zu sichern, Kommunen müssen die Infrastruktur an den Bedürfnissen einer alternden Bevölkerung ausrichten. In diesem Sinne hat in Mönchengladbach die Zukunft schon begonnen. Das Forschungsprojekt „UrbanLife+“ soll digitale Lösungen entwickeln, die mobilitätseingeschränkten Menschen den Alltag in ihrer vertrauten Umgebung erleichtert.

Innovation und demografischer Wandel

Das Vorhaben gehört zur Initiative „Innovationen für Kommunen und Regionen im demografischen Wandel – InnoKomm“.

Damit will das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) herausfinden, wie die Lebensqualität alter Menschen vor Ort in puncto Mobilität, Gesundheit und soziale Versorgung verbessert werden kann. Mönchengladbach qualifizierte sich in einem bundesweiten Wettbewerb zusammen mit vier weiteren Projekten (Grafschaft Bentheim, Freiburg, Saarland, Stuttgart). Die Sozial-Holding der Stadt sorgt zusammen mit sechs kommunalen Praxispartnern und den Universitäten Hohenheim, Leipzig und der Universität der Bundeswehr München für die Realisierung der Maßnahmen. „UrbanLife+“ läuft fünf Jahre

lang und kostet 6,2 Millionen Euro, 78 Prozent kommen vom Bund.

Mehr Intelligenz in die Stadt

„In dem Projekt werden Lösungen entwickelt, die städtebauliche Objekte wie Straßenlaternen, Sitzbänke, Ampeln, Hinweisschilder oder Bushaltestellen mit intelligenter Technik ausrüsten“, erklärt Susanne Wallrafen, Leiterin des Projekts „UrbanLife+“ von der Sozial-Holding. Ergänzend ist ein interaktives Leitsystem geplant. Wie ein Navigator macht es auf wichtige Adressen wie Geschäfte, Apotheken oder Haltestellen aufmerksam, leitet Fußgänger mit Handicap sicher an Gefahrenstellen vorbei und kann sie bei einer Schwindelattacke zur nächsten Sitzbank weisen.

Benutzerfreundlich und digital

Am Anfang stand eine schriftliche Befragung aller Senioren über 65 Jahre zu deren Techniknutzung und außerhäuslichen Aktivitäten. Angesprochen waren die Stadtteile Hardterbroich und Rheindahlen, dort soll das Pilotvorhaben starten. Von der Erhebung versprechen sich die Planer ein Bild vom Umgang der Zielgruppe mit digitalen Angeboten im persönlichen Umfeld. Allerdings können zum Beispiel Assistenzsysteme des intelligenten Hauses nicht einfach auf das Quartier übertragen werden. „Zentraler Gedanke des Projekts UrbanLife+ ist, Senioren im Quartier den gleichen Standard an

Selbstbestimmung und Teilhabe zu bieten wie zu Hause“, erklärt Wallrafen. An Kreuzungen, Haltestellen und Überführungen geht es häufig unübersichtlich und hektisch zu – was gerade ältere Menschen gefährdet. Folglich müssen benutzerfreundliche digitale Angebote weiträumig miteinander vernetzt sein und Menschen mit eingeschränkter Mobilität Orientierung und Sicherheit geben. Das schließt auch aufwendige Lösungen ein, z. B. wenn die Hilfe Dritter gefragt ist oder längere Distanzen mehrere elektronische Wegweisungen erfordern.

„Safety Atlas“: Ein Planungs- und Entwicklungstool

Auf dem Weg zur multifunktionellen Vernetzung des Quartiers ist der „Safety-Atlas“ des Bau- und Immobilienberatungsunternehmens Drees & Sommer von zentraler Bedeutung. Mittels einer speziellen Software zur Erhebung und Analyse raumbezogener Daten (GIS) erfolgt eine gründliche Bestandsaufnahme. Sie besteht aus Geodaten zu jedem einzelnen Objekt des Stadtmobiliars, Angaben zu dessen Funktion und Beschaffenheit sowie die Prüfung, welche Objekte sich für eine High-Tech-Ausstattung eignen. Auch häufige Wegstrecken im Viertel – etwa vom Seniorenheim zum Supermarkt – gehen in die Analyse ein. Die Projektpartner aus Forschung und Entwicklung können den „Safety-Atlas“ als Planungs- und Entwicklungstool nutzen.

Von Mönchengladbach in weitere Kommunen

In Kürze steht der Test erster Prototypen in kontrollierter Umgebung bevor, berichtet Projektspezialist Dr. Jörg Leukel von der Universität Hohenheim. „Im Herbst wird ein Informationsterminal zur Wegweisung auf dem Gelände eines neu erbauten Altenheims installiert und erprobt.“ Bis zum Jahr 2020 soll die Technik schrittweise ausgebaut werden. Höchste Zeit, doch nicht zu spät: In den USA und in einzelnen asiatischen Ländern sind derartige Projekte schon weiter. Was in Mönchengladbach funktioniert, dürfte für andere Kommunen und Quartiere hierzulande wegweisend sein. Projektmanagerin Wallrafen ist überzeugt, dass sich entsprechender Mehraufwand als Investition in die Zukunft lohnt: Generationenfreundlichkeit steht dann wie ein Zertifikat für eine lebenswerte Kommune.

Weitere Informationen:

- www.urbanlifeplus.de
- www.sozial-holding.de

Gesundheit

Demenzsensibles Krankenhaus: Kirchliche Kliniken gehen voran

Klinikpatienten mit Demenz oder anderen kognitiven Störungen bedürfen höchst intensiver Betreuung. Unruhe, Angst, Desorientierung und Aggressivität stellen das Personal vor große Herausforderungen. 40 Prozent aller über 65-Jährigen auf deutschen Krankenstationen sind laut General-Hospital-Studie (GHoSt) der Robert Bosch Stiftung betroffen – Tendenz steigend. Bei rund 20 Prozent der Patienten ist die Demenz vorerkannt und aus der Krankenakte ersichtlich, in vielen Fällen jedoch wird sie als Nebenerkrankung überhaupt nicht erkannt und diagnostiziert.*

Wissenstransfer nützt allen Beteiligten

In den Kliniken fehlt es weithin an Fachpersonal, Betreuungskonzepten und demenzsensibler Organisation interner Betriebsabläufe. Nur langsam wächst das Problembewusstsein. Leuchtturmprojekte hingegen beweisen, dass eine menschenwürdige sowie medizinisch und pflegerisch hochwertige Versorgung demenziell eingeschränkter Patienten erfolgreich machbar ist.** Kirchliche Krankenhäuser gehen hier voran. Jetzt gibt der Deutsche Evangelische Krankenhausverband (DEKV) mit dem Projekt „Wissenstransfer: Demenzsensibles Krankenhaus“ einen Anstoß zur besseren Versorgung in seinen rund 200 Mitgliedshäusern, von dem die ganze Branche profitieren könnte.

Mehr Versorgungsqualität

Begleitend dazu legte der Fachverband der Diakonie ein Empfehlungspapier mit alltagstauglichen Hilfestellungen vor. Basiswissen, Tipps, Praxisbeispiele und eine Checkliste fügen sich zum nützlichen Wegweiser zur demenzsensiblen Klinik. Das Papier spricht Mitarbeitende in Medizin und Pflege an, möchte Orientierung geben und Kompetenzerwerb fördern. „Dadurch verbessert sich auch die Arbeitsqualität nachweislich“, zeigen sich die Herausgeber optimistisch.

Große Herausforderungen, zentrale Maßnahmen

Die Empfehlungen decken das weite Spektrum einer demenzsensiblen Reorganisation der Kliniken ab: von der persönlich-professionellen Sensibilisierung des Fachpersonals bis zum psychiatrischen Monitoring. Einige zentrale Themenfelder zusammengefasst:

- **Komplexe Versorgung und intensive Betreuung:** Der Patient steht im Mittelpunkt – doch Art und Umfang seiner Betreuung werden sich wegen der Zunahme von Demenzerkrankungen gewaltig ändern. Gefragt ist eine vergleichende Analyse des aktuellen Patientenpools und des künftigen Versorgungsbedarfs. Gegenwärtige

Klinik-Investitionen sind angesichts des demografischen Wandels daraufhin zu prüfen, wie weit sie künftige Kosten einsparen helfen, rät das DEKV-Papier.

- **Demenz und Selbstbestimmung:** Oberste Maxime des Versorgungsmanagements bei kognitiver Beeinträchtigung ist die persönliche Autonomie der Betroffenen. Was selbstverständlich klingt, verlangt eine engmaschige Kommunikation aller Beteiligten. Dazu zählt auch die Wahrnehmung spezieller Äußerungsformen von Demenzpatienten. Das Empfehlungspapier rät: „Bauen Sie verbindliche und durch die Klinik gesteuerte Versorgungspfade auf, die über eine regionale und sektorenübergreifende Vernetzung eine prä- und poststationäre Versorgung gewährleisten.“
- **Qualitätsstandards und messbare Indikatoren:** Gute Versorgung von Demenzpatienten bedarf allgemeinverbindlicher Leitlinien, Arbeitshilfen und angepasster Behandlungspfade. International anerkannte Mindeststandards umfassen regelmäßige Schulungsangebote für alle Berufsgruppen, räumliche Orientierungshilfen im Haus sowie bauliche Anpassungen. Der DEKV kündigt an, folgende Formel in die Weiterentwicklung der Qualitätsindikatoren von kirchlichen Krankenhäusern einzubringen: „Der körperliche und geistige Allgemeinzustand der Patienten mit kognitivem

Risiko ist nach einem Krankenhausaufenthalt besser oder zumindest nicht schlechter als bei der Aufnahme.“

- **Strukturelle Maßnahmen:** Anpassung der Krankenhausroutine an die Bedürfnisse von Demenzpatienten bedeutet beispielsweise, Stress, häufige Raumwechsel, Wartezeiten und eine Unterbrechung des natürlichen Schlaf-Wach-Rhythmus zu vermeiden. Demenzsensible Architektur und Milieugestaltung sollte hinzukommen. Ausreichende Helligkeit am Tag und Dunkelheit zur Nacht stabilisieren den Tag-Nacht-Rhythmus, Farben sorgen für Kontrastgestaltung. Großformatige Uhren und Kalender unterstützen die zeitliche Orientierung.
- **Postoperativem Delir vorbeugen:** Delir, vor allem nach einer Operation, ist ein häufiges Problem mit hohem medizinischen Risiko für Demenz-Patienten. Überdies verursacht er erhebliche Zusatzkosten. Das DEKV-Empfehlungspapier rät zu einem System des frühzeitigen Erkennens von Delir und der Risikoselektion. Dazu sollten alle an der Patientenversorgung beteiligten Berufsgruppen die Symptome einordnen können und Pflegeexperten für Demenz und Delir die postoperative Begleitung und Aktivierung der Betroffenen sicherstellen. Beispielhaft ist hier das „Hospital Elder Life Program“ (HELP). Es wurde in den USA entwickelt und wird am Ev. Krankenhaus Bielefeld umgesetzt.

- **Qualifikation und Kompetenzentwicklung:** „Die Versorgung von Patienten mit kognitivem Risiko erfordert spezielle Umgangsformen und Kommunikationsstrategien“, stellt die DEKV-Schrift fest. Außerdem muss Fachwissen zu Demenz, den Wechselwirkungen von Medikamenten sowie zu den rechtlichen und ethischen Aspekten erworben werden. Wesentliche Voraussetzungen zur Verbesserung der Arbeitsqualität sind die Sensibilisierung aller Mitarbeiter für das Krankheitsbild und die kontinuierliche Fortbildung vor allem von Ärzten und Pflegedienst-Mitarbeitern. Angehörige, Praktikanten und Bufdi-Teilnehmer können in der individuellen Begleitung der Patienten tätig werden. Eine von der Deutschen Alzheimer Gesellschaft entwickelte Basisschulung vermittelt Kompetenzen für den angemessenen Umgang mit der Krankheit.

Ausblick: Zukunftsweisende Investitionen gefragt

So wichtig der vorliegende Leitfaden ist, den Herausgebern ist bewusst, dass die demenzorientierte Reorganisation der Krankenhäuser auch struktureller Maßnahmen und Investitionen bedarf. Womit ein Grundproblem benannt wäre: „Diese müssen refinanziert werden, um das Gesundheitssystem langfristig zu entlasten.“

**siehe BFS-Trendinfo 7/16: Demenz im Krankenhaus: Problem erkannt, noch nicht gebannt*

***siehe BFS-Trendinfo 2/17: Menschen mit Demenz im Krankenhaus: Zwei Modellprojekte in Hamburg*

Deutscher Evangelischer Krankenhausverband e. V. (DEKV) – Diakonie, Wissenstransfer: Demenzsensibles Krankenhaus, Mai 2017, 20 Seiten, Download.

Bildung

Kulturelle Bildung: Kommt immer gut, aber wirkt sie auch?

Wolfgang Amadeus Mozart galt schon zu Lebzeiten als Genie. Musikliebhabern hinterließ er einen Riesenschatz unsterblicher Kompositionen, Bildungsforschern den „Mozart-Effekt“. Dahinter steht die These von der intelligenzfördernden Wirkung von Musik – was viele Eltern zur Beschallung ihrer Kinder schon im Mutterleib motiviert. Doch nicht nur die Musik soll graue Zellen sprießen lassen. Auch Theater, Literatur, Malerei und Tanz gelten als persönlichkeitsbildende Wundermittel. Zumindest wird das oft behauptet. Doch lässt sich der gute Einfluss kultureller Bildung auch wissenschaftlich belegen? Ja, meint der Stiftungsverbund „Rat für Kulturelle Bildung e. V.“ (Essen) und präsentiert jetzt die Ergebnisse von sechs Forschungsprojekten. Sie wurden in unterschiedlichen Kultursparten vor zwei Jahren parallel gestartet.*

Empirie schlägt Spekulation

Zweck des Vorhabens ist, die oft bloß vermuteten und manchmal übertrieben dargestellten Wirkungen kultureller Bildung empirisch zu untersuchen. Das helfe, deren Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung besser zu verstehen, heißt es in einer Stellungnahme des Vereins. Die Stiftung Mercator stellte die Fördermittel über 1,5 Mio. Euro bereit.

2.700 Kinder und Künstler befragt

Die Studien nahmen verschiedene künstlerische Aktivitäten

unter die Lupe, etwa das Musizieren oder Musikhören, das Tanzen, Lesen, Malen und das Gestalten von Skulpturen. Zentrale Frage war, ob und wie dadurch emotionale, kognitive, sensomotorische und soziale Kompetenzen gefördert werden. 30 Wissenschaftler zahlreicher Universitäten und Einrichtungen der Bildungsforschung waren beteiligt, außerdem Kindertagesstätten, Schulen und Jugendkunstschulen. 2.700 Kinder, Jugendliche, Studierende und Künstler beteiligten sich an der Befragung und an praktischen Versuchsreihen.

Sechs Projekte belegen: Kulturelle Bildung wirkt

- Das Projekt „Tanz und Bewegungstheater“ (TuB) untersuchte den Effekt dieser Aktivitäten für Grundschul Kinder. Insgesamt vermelden die Wissenschaftler eine signifikante Verbesserung kreativer Fähigkeiten, vor allem bei Jungen. Ein weiterer Erfolg stellte sich ein: „Kinder aus sogenannten Brennpunktschulen konnten nach der Teilnahme besser über ihre eigenen Gefühle sprechen und die anderer besser wahrnehmen“, resümiert die Studie.
- Beim Projekt „Bildungsprozesse in der kulturellen Kinder- und Jugendarbeit“ (JuArt) untersuchten Forscher der Universitäten Kassel und Marburg das kulturpädagogische Angebot von Jugendkunstschulen. Sie fanden einen positiven Zusammenhang zwischen den entsprechenden Aktivitäten und dem Einfluss auf die Selbstwahrnehmung sowie die Reflexions- und Kritikfähigkeit der 11- bis 16-jährigen Probanden heraus.
- Literatur berührt – auf diese Kurzformel lässt sich das Forschungsprojekt „Literarisch stimulierte Emotionalität“ (LisE) bringen. Literarische Texte können Jugendliche fesseln und motivieren – entscheidend ist die geschlechtsspezifische Textauswahl. Jungen bevorzugten Science-Fiction und Krimis, Mädchen hingegen belletristische Texte. Generell fühlen sich Jungen von Schulliteratur häufiger gelangweilt, während Mädchen sich für Inhalte interessieren. Außerdem stellt die Studie heraus, dass emotionale Aktivierung – Empathie – bei der Auswahl literarischer Stoffe keinesfalls Nebensache ist, sondern im Deutschunterricht gezielt gefördert werden sollte.
- Das Projekt „Wirkungen kultureller Bildung auf Kreativität im fünften Schuljahr“ (KuBik) entdeckte einen deutlichen Effekt schulischer und außerschulischer Kulturangebote für die Kreativitätsentwicklung. Mehr als 1.000 Fünftklässler aus drei Bundesländern nahmen an dem Programm mit Tanz, Musik, Kunst und Theater teil. Forscher der Pädagogische Hochschule FHNW (Schweiz) und der Universität Kassel zeichneten verantwortlich.
- Die sechste Studie wartet mit dem Ergebnis auf, dass künstlerische Gestaltung auf durchaus erlernbaren

Techniken fußt. Das Setting stellte professionelle Bildhauer und Kunststudierende gegenüber. Mittels Eye-Tracking wurden die Wahrnehmungs- und Gestaltungsunterschiede zwischen beiden Gruppen analysiert. Die Ergebnisse könnten dazu beitragen, das Lehr- und Lernangebot im schulischen Kunstunterricht zu verbessern, hoffen die federführenden Forscher der Universität Regensburg. Titel der Untersuchung: „Studien zur Bildhauerei. Analyse expertisegradbedingter Unterschiede in differenzierter Wahrnehmung und plastischer Gestaltung“ (TAB).

Fazit: Die Bildungspolitik ist jetzt am Zug

Manche Erkenntnisse sind nicht überraschend, können sich aber mit dieser Studie endlich auf empirisch fundierte Untersuchungen renommierter Universitäten und Bildungseinrichtungen stützen. Daraus ergibt sich ein klarer bildungspolitischer Fingerzeig. Angesichts der zunehmenden Ökonomisierung von Bildungsplänen hierzulande betont die vorliegende Publikation den grundlegenden Wert kultureller Aktivitäten für die persönliche Entwicklung. Bund und Länder sind gemeinsam gefragt, beste Voraussetzungen hierfür zu schaffen. Letztlich geht es um umfassende Bildung und Kompetenzen des modernen Menschen, rufen die Studienautoren in Erinnerung: von Kreativität über Problemlösungsvermögen bis hin zu Empathie und Feinmotorik.

* Dem Stiftungsverbund gehören sieben Stiftungen an: Altana-Kulturstiftung, Bertelsmann Stiftung, Deutsche Bank Stiftung, Karl Schlecht Stiftung, PwC-Stiftung, Robert Bosch Stiftung, Stiftung Mercator. Im „Rat für Kulturelle Bildung“ haben sich die Stiftungen der Erforschung und Förderung künstlerischer Arbeitsformen als unverzichtbarem Teil von Bildung in der Gesellschaft verschrieben.

Rat für Kulturelle Bildung e.V. (Hg.), Wenn. Dann. Befunde zu den Wirkungen kultureller Bildung. Zusammenfassung der Ergebnisse aus dem Forschungsfonds, gefördert von der Stiftung Mercator, Essen 2017, 8 Seiten, Download.

Weitere Informationen: www.rat-kulturelle-bildung.de

Europa

Gründerinitiative gegen Jugendarbeitslosigkeit

Viele Länder Europas kämpfen mit hoher Jugendarbeitslosigkeit. Griechenland (2016: 50 %) und Spanien (44 %) markieren alarmierende Spitzenwerte. Bisherige Versuche der Länder selbst und der EU, eine Trendwende herbeizuführen, schlugen fehl. Wissenschaftler der Universitäten Bochum und Duisburg berichten jetzt von einem besonderen Ansatz, Nachwuchskräften eine Perspektive auf dem Arbeitsmarkt zu geben. Nach dem Vorbild des Deutschen Gründerpreises für Schüler versuchen sie, den Unternehmergeist bei Jugendlichen zu stärken und Know-how für eigene Geschäftsideen zu vermitteln.

Jugendliche aus fünf EU-Ländern

100 Jugendliche zwischen 16 und 25 Jahren aus Griechenland, Spanien, Litauen, Ungarn und Bulgarien nahmen an dem dreijährigen Projekt teil. Der Personenkreis umfasste Schüler, Studenten und junge Arbeitslose. Jobperspektiven vor Ort sollen der zunehmenden Abwanderung gut ausgebildeter Jugendlicher in prosperierende EU-Regionen Einhalt gebieten. Projektpartner in den fünf Ländern waren Schulen und Arbeitsämter. Die Europäische Kommission förderte das Projekt „Enterprise plus: Innovative potential meets experience“ mit 450.000 Euro.

Potenzialanalyse und Gründerworkshop

Die Verantwortlichen gingen in zwei Schritten vor, erläutert Dr. Martin Kröll, Bochumer Arbeitswissenschaftler und Leiter des

Forschungsprojekts:

- Am Anfang stand eine Potenzialanalyse. Darin bewerteten die Wissenschaftler persönliche Stärken jedes Teilnehmers wie Gewissenhaftigkeit, Extraversion, Durchsetzungsfähigkeit und Problemorientierung. Hinzu kam die Beurteilung unternehmerischen Talents, etwa die Fähigkeit, Handlungsoptionen und Kooperationsmöglichkeiten zu erkennen sowie Wirtschaftssysteme, Märkte und politische Bedingungen zu analysieren.
- Im zweiten Schritt ging es um praktische Übungen im Gründerworkshop. Dort erarbeiteten die Jugendlichen gemeinsam mit ehemaligen Fach- und Führungskräften eine Geschäftsidee und erstellten einen Geschäftsplan.

Nachhaltige Erfolgssicherung

In jedem Teilnehmerland wurden 50 Talentscouts und 50 Mentoren in Themenbereichen wie Management von Gründungsprojekten und Netzwerkbildung ausgebildet. Die Talentscouts setzten sich aus Mitarbeitern von Arbeitsämtern, Lehrern und Beratern in Berufskammern zusammen, die Mentoren sind ehemalige oder noch berufstätige Fach- und Führungskräfte ortsansässiger Unternehmen. Der Beitrag dieser Experten war für das Projekt von hohem Wert und bleibt auch für die Weiterführung der Maßnahmen nach dem offiziellen

Projektende hinaus wichtig. An der Qualifizierung der Talentscouts und Mentoren wirkte der Projektpartner „Alt hilft Jung“ mit, eine deutsche Organisation von Wirtschaftssenioren.

Was kam in den teilnehmenden Ländern gut an?

Das integrierte Konzept von Potenzialanalyse und Gründerworkshop wurde weithin als „wertvoller schulischer Beitrag“ gewürdigt, hält die Studie fest. Auch der wertschätzende Austausch mit sachorientiertem Feedback zwischen Wirtschaftssenioren und Schülern war ein klarer Aktivposten. Vielfach konnte das Projekt an bestehende Initiativen zur Förderung des Unternehmertums anknüpfen. Zum Teil aber richten sich diese Initiativen an Berufseinsteiger mit einer bereits fertig ausgetüftelten Geschäftsidee. „Enterprise+ will jedoch vor allem erste Einblicke anhand von beispielhaft entwickelten Geschäftsideen bieten. Auf diesem Weg soll für Entrepreneurship und Intrapreneurship – die Fähigkeit, als Angestellter innovativ zu sein – geworben werden“, hebt Studienleiter Kröll hervor.

Welche Hemmnisse standen dem Projekt entgegen?

Neben positiven Aspekten gab es auch Hindernisse aus dem jeweiligen länderspezifischen Kontext. So werden zum Beispiel

in Bulgarien die Begriffe „Geschäftsmann“ bzw. „Unternehmer“ weitgehend mit „Betrüger“ gleichgesetzt und müssen im Gründerworkshop durch den Verweis auf ethische Aspekte unternehmerischen Tuns neu interpretiert werden. Weiterhin erwiesen sich gesetzliche Schwierigkeiten (Ungarn), mangelnde Motivation der Schulen (Litauen) und hoher Zeitbedarf (Spanien) als Projekthemmnisse.

Projektergebnisse: Was hat es gebracht?

Das Projekt hat bei den Jugendlichen Wissen, Interesse an unternehmerischer Initiative und Handlungskompetenz geschaffen, fasst die Studie zusammen. Darüber hinaus entwickelte jedes Team eine prototypische Geschäftsidee und einen Businessplan. „Diese waren jedoch nicht dazu gedacht, direkt umgesetzt zu werden“, stellt Projektleiter Kröll klar. Manche Teilnehmer, etwa in Spanien, verfolgten ihr Konzept weiter und wurden an entsprechende Förderprojekte für Start-ups verwiesen. Eine im Rahmen von „Enterprise+“ entwickelte Geschäftsidee ist der digitale Reiseguide „Go Greek in 7 days – tripping by clicking“ (Griechenland) oder ein Nagellackstudio mit 3D-Drucker (Bulgarien).

„Mach dich selbst zum Projekt“

Insoweit entspricht das Projekt dem pädagogischen Ansatz der Entrepreneur Education und ist nicht zu verwechseln mit bloßem Existenzgründungs-Training. „Es geht vielmehr darum, ausreichende ökonomische Kenntnisse zu erwerben und entsprechende Erfahrungen zu sammeln, um sein eigenes Leben in den Griff zu bekommen und zu gestalten“, erläutert die Studie. Ganz nach der Devise: „Mach dich selbst zum Projekt.“ Der Beitrag zur Linderung von Jugendarbeitslosigkeit bleibt somit vage, entspricht aber der Einsicht, dass solche Maßnahmen ohnehin nur langfristig und unter Mitwirkung der Betroffenen Erfolg haben können.

Weitere Informationen:

- [Projekt „Enterprise+“](#)
- [Deutscher Gründerpreis für Schüler](#)
- [„Alt hilft Jung“](#)

Kinder- und Jugendhilfe

Kinderarmut: Jetzt ist der Bund gefragt!

15 bis 20 Prozent der Kinder und Jugendlichen haben messbar schlechtere Chancen auf soziale Teilhabe und Selbstverwirklichung als die anderen – eine Folge der Einkommensarmut ihrer Eltern. Dieser Befund ist Ausgangspunkt einer aktuellen Studie von Heinrich-Böll-Stiftung und Deutschem Kinderhilfswerk. Im Kindergesicht der Armut spiegelt sich die ganze Bandbreite des Mangels an Geld, kultureller Entfaltung, sozialen Chancen sowie körperlicher und seelischer Gesundheit der Betroffenen wider. Vieles ist bislang diskutiert und manches gegen die Benachteiligung unternommen worden – mit mäßigem Erfolg. Um dem Nachwuchs endlich zu seinem Recht zu verhelfen, fordern die Studienautoren einen radikalen Schritt: Ein Bundeskinderteilhabegesetz soll her, das jungen Menschen aus prekären Verhältnissen Chancengerechtigkeit garantiert und mit Qualitätsstandards fest im Alltag verankert ist.

Armutsprävention erfordert staatliche Gesamtstrategie

Grundgesetz und UN-Kinderrechtskonvention weisen dem Staat unmissverständlich die Pflicht zu, die Persönlichkeitsentfaltung junger Menschen zu fördern. Diese Verantwortung schließt die Herstellung gleicher Lebenswelten für Kinder und Jugendliche ein. Das kann zum einen durch individuelle und familienbezogene Leistungen geschehen. Zum anderen

durch staatliche Rahmenbedingungen für eine gedeihliche persönliche Entwicklung, etwa für Gesundheit, Bildung, Wohnen und Verkehrsinfrastruktur. „Um Teilhabe- und Verwirklichungschancen von bedürftigen Heranwachsenden strukturell zu verbessern, gilt es die präventiven Angebote auf den verschiedenen Ebenen miteinander zu verzahnen und als Ganzes zu denken“, fordern die Autoren. Das übergreifende Ziel der Armutsprävention müsse in allen zuständigen Politikressorts verankert werden. „Nur über eine solche Gesamtstrategie kann es gelingen, bundesweit gleiche Lebenschancen von Kindern und Jugendlichen herzustellen.“

Empfehlungen für eine gerechte Teilhabe

Die umfassende Strategie zur Vermeidung von Armut bei Heranwachsenden sieht folgende Schritte vor:

- Ein eigens zu schaffendes Bundeskinderteilhabegesetz (BKThG) verankert den besonderen Förderanspruch junger Menschen aus Familien in prekärer Lebenslage. Ziel ist, Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen bis zur Vollendung des 25. Lebensjahrs das Recht auf vollständige gesellschaftliche Teilhabe zu garantieren.
- Hinzukommen müssen bundesweit einheitliche Standards und Fachgesetze. Damit wird systematisch die Armutsprävention zur Querschnittsaufgabe aller

Ressorts und föderalen Ebenen. So könnte eine entsprechende Änderung etwa des Baugesetzbuches oder des Kinder- und Jugendhilfegesetzes wichtige Mitgestaltungsrechte im Stadtquartier sowie eine zielgruppenorientierte Gesundheits- und Bildungsförderung gewährleisten.

- Weiterhin empfehlen die Autoren eine Ausweitung des Grundgesetzartikels 104 über die Gewährung von Geldleistungen hinaus auf geldwerte Dienst- und Sachleistungen. „So erhält der Bund (...) ein Instrument, das nicht nur einmalige Investitionen, sondern eine fortlaufende bzw. wiederkehrende Förderung von Städten und Kommunen vorsieht.“ Diese Regelung schließt auch soziale Dienstleistungen wie etwa die Finanzierung von pädagogischem Personal ein. Strukturschwache Stadtviertel und Regionen müssten besondere Berücksichtigung finden. Ergänzend soll ein Bundesfonds eingerichtet werden, der Kommunen mit einem hohen Anteil benachteiligter Kinder finanziell besser ausstattet.
- Der Bund muss Sorge für die Umsetzung der von ihm finanzierten Leistungen tragen, fordert die Studie. Er muss zum Beispiel darauf achten, dass diese Transfers nicht durch eine Leistungsreduzierung auf anderen föderalen Ebenen konterkariert werden. Außerdem gilt es, die Einhaltung der Qualitätsstandards zu verfolgen. „Die

Finanzierung durch den Bund schafft einen Hebel, um Standards zu setzen und ein möglichst einheitliches Angebot in Umfang und Qualität sicherzustellen.“ Entscheidend sind länderübergreifende Standards, ein bundesweites Monitoring und die Schaffung von Indikatoren, um Fortschritte auf kommunaler Ebene regelmäßig zu messen.

Nachwuchs, Familien, Staat: Alle profitieren

Die Autoren denken bewusst über die bestehenden Strukturen hinaus. Weshalb das skizzierte Bundeskinderteilhabegesetz eine Änderung des Grundgesetzes verlangt. Nur so, davon sind sie überzeugt, kann die Begrenztheit der gegenwärtig von den Ländern und Kommunen getragenen Maßnahmen zur Armutsprävention und Teilhabeförderung überwunden werden. Denn: „Um die nachhaltige Förderung der Infrastruktur sozial benachteiligter junger Menschen zu ermöglichen, führt kein Weg an der Mitfinanzierung der Leistungen (...) durch den Bund vorbei“, erklärt Thomas Krüger, Präsident des Deutschen Kinderhilfswerkes. Nicht nur die Zielgruppe – junge Menschen und ihre Familien – würden profitieren. Die gesamte Gesellschaft zieht auf lange Sicht fiskalischen und sozialen Nutzen daraus, wenn sie ihrem Nachwuchs bundesweit gerechte

Lebenschancen einräumt: Jeder Absolvent mit Berufsschul- oder Hochschulabschluss entlastet die öffentlichen Kassen um 173.000 bzw. 296.000 Euro im Vergleich zu einem Menschen ohne Berufsabschluss.

*Peter Apel / Holger Bonin / Gerda Holz / Anne Lenze u. a.,
Wirksame Wege zur Verbesserung der Teilhabe- und
Verwirklichungschancen von Kindern aus Familien in prekären
Lebenslagen. Publikation der Heinrich-Böll-Stiftung zusammen
mit dem Deutschen Kinderhilfswerk, Mai 2017, 111 Seiten,
[Download](#).*

Buchempfehlung

Hans-Werner Wahl: Die neue Psychologie des Alterns. Überraschende Erkenntnisse über unsere längste Lebensphase

Kösel Verlag, München 2017, 220 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 978-3-466-346370

Wer heute mit 65 in Rente geht, hat noch eine lange Lebensphase vor sich, die mit Chancen, Herausforderungen, aber natürlich auch Einschränkungen verbunden ist. Altwerden ist plötzlich mit neuen Imperativen verbunden: Jung und aktiv bleiben, Neues erleben, sich weiter bilden, quietly auf Weltreise gehen. Auf gar keinen Fall Stillstand. Altwerden verbindet viele aber immer auch noch mit nachlassender Gesundheit, Leistung und Attraktivität. Dazu gehören Gebrechlichkeit, körperliche und geistige Einschränkungen, Demenz und das bedrohlich näherkommende Ende. Das vorherrschende Bild vom Alter ist viel zu stark von negativen Klischees geprägt, sagt Prof. Dr. Hans-Werner Wahl (63). Der profilierte Altersforscher von der Universität Heidelberg beschreibt in seinem neuen Buch „Die Psychologie des Alterns“ Chancen und Gefahren des Paradigmenwechsels in der letzten Lebensphase.

Hans-Werner Wahl stellt die aktuellen Befunde der Neuen Alternspsychologie mit vielen praxisnahen Beispielen aus eigenen Studien und aus seinem täglichen Leben vor. Erstaunlicherweise liegen erst seit kurzem überhaupt Ergebnisse

vor, die seiner Meinung nach unterstreichen, „wie wichtig unsere eigene Bewertung des Älterwerdens für den Verlauf des Alterns und sogar für die Länge des Lebens sind.“ Fest steht: Über zwanzig Prozent der Deutschen sind mittlerweile älter als 65 Jahre. Und: Ältere Menschen altern heutzutage später, länger und anders als frühere Generationen. Vor dem Hintergrund eines neuen Verständnisses von Altern plädiert der Wissenschaftler dafür, sich bereits frühzeitig auf eine längere Altersphase einzustellen, um bis zum Ende ein autonomes und reflektiertes Leben führen zu können. Anstatt sich vor dem Altwerden ausschließlich zu fürchten, geht es dem Autor um eine gute Balance zwischen austarieren, was noch möglich ist und akzeptieren, wo es Grenzen gibt.

Warum wir unser Alter nicht mögen: Jeder hat den „senior moment“

Hans-Werner Wahl ist seit April 2017 Seniorprofessor an der Uni Heidelberg und Direktoriumsmitglied im Netzwerk AlternsfoRschung (NAR) der Ruperto Carola. Der Experte beschreibt in dem Kapitel „Warum wir unser Alter nicht mögen“ wie er vor gut einem Jahr aus der Straßenbahn ausstieg, eine Gruppe Jugendlicher ihn dabei beobachtete und laut sagte: „Lass zuerst die alten Leute aussteigen.“ Der 63 Jahre alte

Wissenschaftler hatte da seinen „senior moment“, wie das die Forschung nennt. Obwohl er sich fast sein ganzes Leben mit dem Altwerden beschäftigt hat, war es ihm „eher unangenehm“ zu realisieren, dass er mit „alten Leuten“ gemeint war. Auch er verspürte bis dahin eher einen „heimlichen Stolz“, wenn jemand sagte: „Was, Sie sind schon über 60? Das hätte ich nicht gedacht.“

Der Trend, möglichst fit und agil alt zu werden, erzeugt Leistungsdruck

Über einen Menschen zu sagen, sie oder er sei „alt“, ist selten als Kompliment gemeint. Keiner gehört gerne zu den Alten. Zum alten Eisen zählen, das klingt nach ausgemustert und überflüssig sein, nach ausgedient haben. „Solche negativen Altersstereotype sind ziemlich tief in uns allen kodiert“, schreibt der Altersforscher. Und die völlig überzogenen positiven Darstellungen von alten Menschen im Fernsehen, als agile Wesen mit silbergrauem Haar und ohne eine Spur von Vergreisung, machen alles nur noch schlimmer. „Diese Sichtweise überträgt den Leistungsdruck, möglichst geistig und körperlich fit alt zu werden, auch aufs Altwerden und erzeugt Versagensängste.“ Hans-Werner Wahl findet diesen Alterstrend problematisch.

65jährige als ältere Menschen zu bezeichnen ist obsolet

Als der Heidelberger Gerontopsychologe vor Jahrzehnten anfang zu forschen, galten Menschen über 75 noch als Hochaltrige. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Entwicklungspsychologie chronischer Funktionsverluste im hohen Lebensalter, das Altern und die Rolle des physisch-technischen Kontexts oder das Erleben des Alternsprozesses in einer Lebensspannenperspektive. Fakt ist: Die heute 70-Jährigen sind dagegen körperlich und geistig etwa so fit wie vor 20 Jahren die 60-jährigen, schreibt Hans-Werner Wahl.

Im Mittel sind die älteren Menschen in den Industrienationen in ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit so gut aufgestellt wie nie zuvor. Das ist eine historisch einmalige Situation. „65-jährige als ältere Menschen zu bezeichnen ist mittlerweile lächerlich und obsolet.“ Der banale Satz „Ich bin so alt, wie ich mich fühle“, ist längst sogar wissenschaftlich belegt. Das heutige Alter sieht im wahrsten Sinne des Wortes anders aus, und zwar, so paradox das klingt, vor allem jünger“, schreibt der Altersforscher in „Psychologie heute“ (Nr.5).

Wir sind unseres Alterns Schmied

„80 Prozent der 60- bis 80-jährigen sind in ihren körperlichen Parametern dem mittleren Alter sehr ähnlich. Viele verstehen sich auch gar nicht als alte Menschen“, so der Altersexperte in der Frankfurter Rundschau (FR, 30.06.2017). „Wir reden hier vom jungen Alter, manchmal auch drittes Alter genannt, eine durchaus sehr lange Lebensphase.“ Gemeint ist eine Phase zwischen dem 60. und 80. Lebensjahr, in der viel Zeit und Ressourcen zur Verfügung stehen. Weitgehend beschwerdefrei engagieren sich manche sozial z.B. für Flüchtlinge, andere reisen, verlieben sich neu oder unterstützen als Seniorpartner junge Firmengründer. „Diese Gruppe stellt auch politisch und ökonomisch einen wachsenden Machtfaktor da. Das dritte Alter füllt gut und gerne ein Viertel bis zu einem Drittel unserer Lebensspanne“, so der Autor im Wissenschaftsmagazin Spektrum (12.11.2010). „Folglich sind wir unseres Alterns Schmied.“

Jenseits des 80. Lebensjahrs wird das Alter deutlich härter

Nach dem jungen Alter folgt eine mehrere Jahre dauernde Phase, das alte Alter, auch viertes Alter genannt. Sie beginnt jenseits des 80. Lebensjahrs, mit deutlichen Einschränkungen und rasanten Verlusten und Verschlechterungen und dauert

nochmals etwa fünf bis zehn Jahre. „In dieser Phase wird das Alter deutlich härter.“ Für die physischen Herausforderungen des sehr hohen Alters sind völlig neue Bewältigungskompetenzen notwendig. „Darauf sind wir noch schlecht vorbereitet“, so der Wissenschaftler. „Wir erkaufen uns den sehr großen Erfolg eines langen Lebens mit einer Schattenseite. Indem wir immer älter werden, reizen wir die Möglichkeiten des psycho-bio-sozialen Systems Mensch immer mehr aus. Dadurch kommen wir irgendwann auch in eine sehr fragile Phase, die von der Evolution so nicht vorgesehen war“, so Hans Werner Wahl im FR-Interview.

Der herannahende Tod verschiebt sich immer weiter nach hinten

Das fünfte Alter sind die letzten Jahre, die schon vom herannahenden Tod, dem „point of no return“, einem Punkt ohne Umkehr geprägt ist. Der verschiebt sich mittlerweile immer weiter nach hinten und ist trotzdem noch gestaltbar. Nach Studien im Pflegeheim stellte Hans-Werner Wahl fest, dass selbst 95-jährige trainierbar sind in ihren geistigen Leistungen oder mit gutem Krafttraining. Das fünfte Alter ist für den Heidelberger Altersforscher eine sehr verletzte Phase, die es gut zu gestalten gilt. Mit dem Untertitel des Buches: „Überraschende Erkenntnisse über unsere längste Lebensphase“ will er eher Mut machen, das Älterwerden neu zu sehen.

Gestalten wir das Alter neu, kriegen wir eine ganz neue Gesellschaft

„Die Plastizität, also die Formbarkeit des Gehirns geht zwar zurück, aber selbst im fünften Alter nie ganz weg.“ Hier kommt das große Aber des Altersforschers: „Diese Plastizität wird noch zu wenig genutzt. Darin ist unsere Gesellschaft bislang noch nicht sehr gut aufgestellt. Es wird eine große Aufgabe sein, eine neue Sterbekultur zu entwickeln. Der Tod ist ein Prozess, der bereits einige Jahre vor dem endgültigen Ende beginnt.“ Eine seiner Thesen: „Wenn wir all das, was im Alter gestaltbar ist machen, kriegen wir eine ganz neue Gesellschaft.“

Altersverläufe sind stärker zu beeinflussen als bisher angenommen

Bei der Bewältigung der drei Altersphasen können die Erkenntnisse der Neuen Alterspsychologie durchaus sehr hilfreich sein. Hans-Werner Wahl belegt mit Langzeitstudien, dass es Zeit ist für eine Neubewertung dessen, was sich mit dem Thema Altern verbindet. Der Kopf spielt für den Forscher eine entscheidende Rolle. Dieses „Sich jünger fühlen“ macht ältere Menschen seinen Beobachtungen nach tatsächlich zufriedener und lässt sie länger leben.

„Altersverläufe sind stärker beeinflussbar als bislang angenommen. Unsere Gesellschaft und unsere

Versorgungssysteme nutzen diese Erkenntnisse bisher noch nicht ausreichend,“ erklärt der Gerontopsychologe in „Älter werden in Balance“ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. „Wichtig ist daher, dass wir noch viel mehr positive Altersbilder vermitteln und dabei unbedingt auch die körperlichen und kognitiven Einschränkungen erwähnen.“ Oder wie der Autor am Ende schreibt: „Das Alter wird mit dem Fortschritt der Forschung zwar immer besser durchdrungen, wird aber wohl niemals ihren Geheimnischarakter verlieren.“

Fazit

In fünf Kapiteln belegt Hans-Werner Wahl, wie wichtig es ihm ist, dass sich unser Bild vom Altern vollständig ändert. Der Gerontopsychologe analysiert auf 220 Seiten gut lesbar die wichtigsten Tendenzen der drei Altersphasen und kommt zu der überraschenden Erkenntnis: Ältere Menschen sind so unterschiedlich, wie keine andere Altersgruppe. Seine Prognose: „Das Altern künftig nicht mehr nur als das Leben der über 70-Jährigen verstehen, sondern das Ganze mehr als einen Lebenslaufprozess begreifen. Wenn wir dank neuer Technologien alle Plastizitäten nutzen, werden wir in 50 Jahren auch 80- bis 90-Jährige als junge Menschen betrachten, mit sehr vielen Kompetenzen.“

Weitere Informationen und Interviews:

- Älter werden in Balance
- Frankfurter Rundschau vom 30.06.2017
- SWR2: Neue Psychologie des Alterns
- SWR2: Alt werden und jung bleiben

Impressum

Verlag/Herausgeber:

Bank für Sozialwirtschaft AG
Konrad-Adenauer-Ufer 85
50668 Köln
Telefon 0221 97356-237
Telefax 0221 97356-479

www.sozialbank.de

Redaktion:

Susanne Bauer (v. i. S. d. P.), s.bauer@sozialbank.de, Eva
Richter
Maicke Mackerodt, info@mackerodt.de, www.rhein-reden.de
(Buchempfehlung)

ISSN: 1869-7631

Erscheinungsweise: monatlich